

Nicht das ist das Kunststück, ein Fest zu veranstalten, sondern solche zu finden, welche sich an ihm freuen.

Friedrich Nietzsche

Unfähigkeit zu feiern?

Nicht nur das Trauern, auch das Feiern scheint zu den menschlichen Vollzügen zu gehören, für die wir die Sensibilität wenn nicht verloren haben, so zumindest zu verlieren drohen. Pessimistische Prognosen über eine wachsende „Festunfähigkeit“ des Menschen liegen schon Jahrzehnte zurück, und man kann wohl kaum sagen, daß sie inzwischen widerlegt wären. Gewiß gilt diese Diagnose, für die offenbar noch keine Therapie gefunden ist, in erster Linie für den Bereich unserer modernen westlichen (oder auch östlich-sozialistischen) Zivilisation. In anderen Kulturräumen liegen die Dinge ohne Zweifel anders. Insofern sich aber dort auch unsere Probleme als „importierte“ auswirken, kann eine Beschränkung auf spezifisch „abendländische“ Schwierigkeiten vielleicht weniger in den Verdacht der provinziellen Nabelschau geraten – zumal andererseits in der Auseinandersetzung mit Fragen, die bei uns anstehen, der Hinweis, in anderen Weltgegenden sei doch alles so hoffnungsvoll anders, leicht zur Ausrede mißraten kann. Wie dem auch sei, in unseren Breiten dürfte die *Freude am gemeinsamen Feiern* jedenfalls keine sehr verbreitete Tugend sein.

Das Feiern von Festen, zumindest soweit sie in irgendeiner Weise „Öffentlichkeitscharakter“ haben bzw. öffentlichkeitswirksam sind, steht geradezu im Geruch des „Langweiligen“ und „Verstaubten“. Fast jede Form von Fest und Feier mußte sich in den zurückliegenden Jahren die Frage gefallen lassen, ob man nicht besser ganz auf sie verzichten solle. Das gilt nicht nur für die Feste des Kirchenjahres, für die das Verständnis mit der wachsenden Entkirchlichung der Gesellschaft naturgemäß schwindet. Es gilt ebenso für so „säkulare“ Angelegenheiten wie die Feier des Schulabschlusses oder – man kann fast nicht glauben, daß es das vor 10 Jahren noch gegeben hat – des Semesterbeginns an den Universitäten. Gewiß kann sich in dieser vielfältigen Kritik wenigstens teilweise ein untergründiges Gespür für das, was ein Fest zum Fest macht, manifestieren. Wenn das so wäre, wäre es aber erstaunlich, daß an die Stelle des als „unzeitgemäß“ Erkannten und als „verloren“ Denunzierten keine neuen Anlässe und

Formen des Feierns mit breiter Resonanz getreten sind. Die Vermutung liegt nahe, daß die heutige Art der Skepsis in bezug auf das Feiern nicht so sehr auf einer Unzufriedenheit mit bestimmten Ausdrucksformen und Gestaltungsweisen beruht (das hat es in der Kulturgeschichte immer gegeben, nicht zuletzt bei den Griechen, die von Muße und Fest viel verstanden haben), sondern in einem allgemeinen *Gefühl der Unbehaglichkeit und Lustlosigkeit* seinen Grund hat, dem eine *Hypertrophie der Nüchternheit* korrespondiert. Womit hängt das zusammen?

Wir sind Werktagsmenschen

Es ist eine Binsenwahrheit, daß das Wertgefüge und die Identifikationsmerkmale einer Kultur und einer Gesellschaft sich darin spiegeln, wie und weshalb in ihrem Raum gefeiert wird. In unserer Lebenswelt gelten nun Arbeit und Leistung in einer Weise als Ideal, daß Muße und Fest fraglich werden und unter Legitimationszwang geraten. Wer für das Feiern plädiert, befindet sich in der Defensive; wer aber zu begründen sucht, wozu „feiern“ gut ist, mißt an der vorgegebenen Leistungs-Elle das, was an ihr nicht zu messen ist.

Daß der Mensch arbeitet, um zu leben, und nicht lebt, um zu arbeiten, ist eine Behauptung, die in der Ethik der Leistungsgesellschaft als „Sünde“, nämlich als Anstiftung zum Müßiggang gelten muß. Der Zeitgenosse scheint unter dem Zwang zu stehen, sich durch das Ausmaß seiner Aktivität – nicht nur im Sinn der „produktiven“ Arbeit, sondern der dauernden Geschäftigkeit – vor sich selber zu legitimieren. Die Devise dieser *säkularisierten Form von Werkgerechtigkeit* heißt Vollbeschäftigung – hier nicht verstanden als die Sicherheit der Arbeitsplätze, sondern als unausgesetzte Aktivität.

Darüber hinaus gehört es schon zum Begriff der „Leistung“, daß sie eine Aktivität ist, die nicht leichtfällt, die *Anstrengung* erfordert. Im besonderen gehört Anstrengung zu der Form von Aktivität, die wir heute als ethisch respektables Tun qualifizieren. Was leichtfällt, was einem

vielleicht sogar „zufällt“, ist eher verdächtig. Daß andererseits medikamentöse „Erleichterung“ und „Beruhigung“ in einem solchen Maße gefragt sind, daß etwa in den USA die Zahl der jährlich ausgestellten Rezepte für Tranquilizer bereits die Einwohnerzahl übersteigt, paßt ins Bild. Es ist schwer zu sagen, ob die Arbeitswelt der technischen Produktion und die immer komplizierter werdenden Formen der gesellschaftlichen Kommunikation, die tatsächlich ein hohes Maß an „Plackerei“ verlangen, dazu geführt haben, daß der „Leistungsdruck“ universal wurde und sich in alle Lebensbereiche hinein fortgesetzt hat; oder ob das Selbstverständnis des Menschen als homo faber, als „Macher“ seiner Welt und letzten Endes auch seiner selbst, zu dem „Dauerstreß“ des zeitgenössischen Lebens geführt hat. Die Frage braucht hier nicht entschieden zu werden. Man wird aber – auch ohne nähere Begründung – zu einer „dialektischen“ Beantwortung neigen dürfen, die beide Perspektiven im Blick hat. Jedenfalls gehört der *Zug des Angestregten und Hektischen zur Physiognomie unserer Zeit*, nicht nur zur Charakteristik der Produktionsstätten.

Jeder Tag des Lebens ist gewissermaßen ein Arbeitstag, ein Werktag. Die Feiertage sind Zugeständnisse an den menschlichen Mangel an Arbeitskraft, Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Denn *der Anspruch des „Arbeitenmüssens“ ist totalitär geworden*: er gilt nicht nur in Wirtschaft, Industrie und Politik, sondern auch in der persönlichen Lebensgestaltung, bis hinein in zwischenmenschliche Beziehungen. Wenn psychologisch von der „Arbeit“ die Rede sein kann, eine Beziehung „aufzubauen“, so ist das eine für die angesprochene Mentalität kennzeichnende Ausdrucksweise. Wenn versucht wird, zur Entdeckung der Kunst durch eine angestregte Didaktik anzuleiten, die zwar auf raffinierte Weise zu viel Information, nicht aber zur *Freude* am Kunstwerk führt, ist dieselbe eindimensionale Haltung am Werk. Selbstverständlich soll hier keine „naive“ Alternative zwischen theoretischem Wissen und personalem Engagement konstruiert und auch nicht bestritten werden, daß Lernbereitschaft eine – wohl unerlässliche – Voraussetzung menschlich erfüllten Lebens ist. Nur darf eben nicht übersehen werden, daß manche Daseinsbereiche sich dem „Erarbeitetwerden“ verschließen. Auch zum Feiern hat man weder Lust noch Anlaß, wo das Handlungsmodell Arbeit absolutgesetzt wird.

Das Vertrackte ist, daß *durch die Arbeitswut* ein bisher ungekanntes Maß an *Freizeit* ermöglicht wurde. Sie führt aber weniger zur „Muße“ als zur Fortsetzung der Arbeit mit anderen Mitteln in allen möglichen Formen von Beschäftigung. Der Mensch ist „zum erstenmal seit seiner Erschaffung“ genötigt, sich permanent mit dem Problem auseinanderzusetzen, wie er seine Freizeit ausfüllen soll (John Maynard Keynes). Die Freizeit wird dabei vielfach zu einer Funktion der Arbeit: wenn sie nichts anderes ist als die Regeneration der Kräfte und die Konsumierung dessen, was sich vom Erlös der Arbeit kaufen läßt. Notfalls müssen Freizeitingenieure dazu helfen, die freie Zeit zu

„bewältigen“. Die fast absurde Tatsache, daß „Arbeitswut“ von Medizinern neben Alkoholismus und Fettsucht zu den Suchtgefahren unseres Jahrhunderts gezählt wird, hat ihren Ort nicht allein in der Arbeitswelt, sondern ebenso in der Freizeit, in die hinein sich der Zwang zur Betriebsamkeit fortsetzt. Freizeit ist noch nicht Freiheit, und ohne die Freiheit, die nicht nach „Zweck“ und „wozu“ fragt, gibt es keine Feier. „Wer nach dem Nutzen des Spiels fragt, ist schon ein Spielverderber“ (Jürgen Moltmann). Wenn Elisabeth Noelle-Neumann von einer *Proletarisierung* unserer Gesellschaft spricht, insofern in immer größerem Ausmaß „proletarische“ Denk- und Verhaltensmuster übernommen werden, so liegt diesem Phänomen vielleicht zugrunde, daß gesamtgesellschaftlich sich das als Leitbild etabliert hat, was den Proletarier zum Proletarier macht: die Beschränkung auf die Arbeit.

Trotzdem wird gefeiert

Ist das nicht alles nur kulturkritische Nörgelei, die einen Gestaltwandel des Feierns nicht wahrhaben will und deshalb nachzuweisen sucht, daß man gar nicht feiern „können dürfe“? Geredet wird ja durchaus viel von feiern. Man kann sogar ein inflationäres Ansteigen der Verwendung dieses Wortes registrieren. Dem scheint allerdings – ganz im Rahmen konjunktureller Logik, die hier auch die „sprachpolitische“ ist – ein Verfall des Bedeutungsgehaltes zu entsprechen. Nicht allein, daß der Ausdruck „krank feiern“ über seine umgangssprachliche Heimat im deutschen Nordwesten hinaus Eingang in die Alltagssprache gefunden hat (was weiter nicht schlimm wäre, denn in ihm hält sich wenigstens die alte Unterscheidung, gemäß der Feiern das „ganz andere“ gegenüber der Arbeit ist); gefeiert wird fast alles, die bestandene Führerscheinprüfung ebenso wie die Rückkehr vom Urlaub oder was immer, wobei feiern soviel bedeutet wie „zusammensitzen von Leuten, die sich gegenseitig für umgänglich halten, bei verschiedenen Getränken etc. und zwangloser Unterhaltung“. Auf „progressiverem“ Niveau artet dieses Feiern, das gegenwärtig sogar eine gewisse Hochkonjunktur zu haben scheint, sprachlich in „Fêten“ oder „Parties“ aus.

Neben diesen anspruchslosen, gewiß sympathischen und psychohygienisch nicht unwichtigen Formen des Feierns hat sich da und dort so etwas wie eine „Subkultur“ des Feierns entwickelt. Sie ist wesentlich ambitionierter und versucht, in neuen Arten der Festlichkeit das wiederzubeleben und zu „beerben“, was Feier und Kult einmal bedeutet haben. *Harvey Cox*, amerikanischer Theologe und – jedenfalls im kirchlich-theologischen Bereich – Exponent dieser Richtung, hat in seinem Buch *„Das Fest der Narren“* eine „*Renaissance der Phantasie und der Festlichkeit*“ teils konstatiert und teils gefordert. In Analogie zum mittelalterlichen Fest der Narren, in dem sich das corpus christianum die Freiheit gestattete, sich über sich selbst lustig zu machen, ist das Fest für ihn vor allem der Freiraum, in dem Gefühle ausgedrückt werden können,

die normalerweise vernachlässigt, wenn nicht geächtet werden. Eine *Schlüsselrolle spielt dabei das Lachen*: „Das Gelächter ist der Hoffnung letzte Waffe.“ Nicht von ungefähr erscheint hier Christus im Bild des Harlekins und in dieser Rolle als die „Personifizierung der Festlichkeit und der Phantasie“. Die Hartnäckigkeit, mit der die Clownerie und das Lachen („nur indem wir über die Hoffnungslosigkeit um uns her lachen, können wir den Saum der Hoffnung berühren“!) als die eigentlich festliche Haltung beschworen werden, gibt dem Ganzen etwas Angestregtes und Exaltes, so daß man sich fragen muß, ob da nicht eine „Feier-“ und „Lach-Arbeit“ verlangt wird, die nicht weniger beschwerlich ist als alle andere Arbeit.

Von dieser Angestregtheit scheinen – aufs Ganze gesehen und pauschal geurteilt – auch viele *Formen liturgischer Feiern* nicht frei zu sein, die *Spontaneität und Kreativität* zu ihrem Gestaltungsprinzip machen. Der Schritt vom „spontan und kreativ sein dürfen“ zum „spontan und kreativ sein müssen“ ist nicht sehr weit, und schnell befindet man sich wieder im Teufelskreis des Produzierens (wo sich das Gefühl des „Dürfens“ tatsächlich einstellt, hat man allerdings eine wesentliche Dimension des Festes erreicht). Zudem scheint man auch in solchen Feiern noch keine Formen gefunden zu haben, die *Gemeinschaft stiftend*, die „verbindend“ sind. Statt dessen gelingt einmal da und dort eine Feier für diese oder jene Gruppe, aber auch nur für sie. Die Individualisierung und Parzellierung unserer Gesellschaft zeigt sich auch auf diesem Gebiet. Wo aber nicht gemeinsam gefeiert werden kann, ist ein wesentliches Moment des Festes nicht realisiert. Der Spaß, den beispielsweise Jugendliche an diversen Happenings haben, und das Unverständnis bereits der etwas Älteren für derartige Feiern halten sich deshalb im „Argumentationshaushalt“ die Waage und tragen zu unserer Frage nach der „Unfähigkeit zu feiern“ eher negativ als positiv etwas bei.

Was haben wir verlernt?

Was uns das Feiern grundsätzlich erschwert – selbst wenn es ab und zu einmal gelingt –, ist das Bild, das wir uns von uns selber machen. In ihm kommen die Züge kaum vor, die für diejenigen Menschenbilder – sei es das jüdisch-christliche oder das griechische – charakteristisch waren, in denen das Feiern die dem Menschen gemäße Haltung war. Vielleicht ist eine Besinnung auf das, was wir demgegenüber verlernt haben, die sinnvollste Art, auf die Krise des Feierns zu reagieren.

Josef Pieper, von dem sich in dieser Sache immer noch etwas lernen läßt, hat darauf hingewiesen, daß es Feste nicht ohne *Muße* gibt. Wer würde bestreiten, daß uns gerade die *Muße* „als die Haltung der Nicht-Aktivität, der inneren Ungeschäftigkeit, des Schweigens“ gründlich abhanden gekommen ist? Es wäre sicher zu kurz geschlossen, wenn man *Muße* als nur in der „Sklavenhaltergesellschaft“

möglichen Vorzug der Privilegierten verstünde; der einzige bisher erreichte Fortschritt wäre dann der, daß wir alle Sklaven geworden sind. Man wird umgekehrt sagen müssen, daß eine Gesellschaft nur menschlich bleiben kann, wenn und solange sie Voraussetzungen und Raum für *Muße* bietet, für eine „zwecklose“, meditative Aufmerksamkeit, ein Tätigsein, das nicht „zupackt“, sondern „sein läßt“, das sich an dem anderen – sei es die Natur, ein Mensch oder ein Ding – um seiner selbst willen freut. Diese Form von „Gelassenheit“ ist nur schwer organisierbar, aber es müßte möglich sein, das Verständnis und die Offenheit für sie zu vergrößern. Das größte Hindernis dafür dürfte die offenbar tief in uns verwurzelte Weigerung sein, uns etwas schenken zu lassen, etwas „umsonst“ zu nehmen – und zu geben. Auch hier erweist sich das Modell „Arbeit“ als dominierend. Was etwas gelten soll, muß erarbeitet werden, Leistung steht gegen Leistung.

Aus demselben Grund fällt uns das *Danken* schwer. Wieso sollte man dankbar sein für etwas, um das man sich selber geplagt hat? Warum sollte man aber feiern, wenn man keinen Anlaß zum Danken sieht? Ganz offensichtlich hatte Feier immer mit Dank zu tun, mit Dank für dies und jenes, was dem Menschen in seinem Alltag, in seinem persönlichen, wirtschaftlichen und politischen Leben wichtig war, mit Dank zuletzt für schlechthin alles, die Schöpfung und das eigene Dasein. Das Wesen des Festes ist „Zustimmung zur Welt“, nicht im Sinn eines oberflächlichen Optimismus oder eines resignierten bzw. zynischen Fatalismus, der sich in alles – gleichgültig, wie es im einzelnen ist – fügt, sondern im Sinn eines Hoffnungswissens, das darauf vertraut, daß alles „trotz allem“ gut ist. Wo gefeiert wird, wird bejaht. Es versteht sich, daß der Skeptiker und Nihilist, der irgendwo in uns allen steckt, gegen solch massive Affirmation seine kritischen Einwände hat. Aber: wer im Grunde seines Herzens alles für langweilig, öde oder absurd hält, der kann sich auch am einzelnen und Konkreten letztlich nicht „guten Gewissens“ freuen. „Um Freude irgendworan zu haben, muß man *alles* bejahen“ – diese Formulierung stammt von *Friedrich Nietzsche*.

Ohne eine – in der Erfahrung von Sinn und Bedeutung eines einzelnen verborgen präsente – Sinnoption für das Ganze wäre auch die *Regelmäßigkeit* von Festen nicht verständlich. Wenn jedes Jahr dieselben Feste begangen werden, bedeutet das entweder ein *Einverständnis in die Endlichkeit* des eigenen Lebens oder eine Tortur. Das Mißtrauen gegenüber der Kontinuität, die in der jährlichen Wiederkehr der Feste zum Ausdruck kommt, das Gefühl der Langeweile, das sich mit dem Gedanken „jedes Jahr das gleiche“ verbindet, ist zugleich ein Aufbegehren gegen die Kontingenz. Ostern und Weihnachten, Geburtstag und Namenstag erinnern uns jedes Jahr an die Vergänglichkeit unseres Daseins. Anlaß zum Feiern kann es da nur geben, wenn darin nicht nur Vergeblichkeit, sondern auch Sinn gefunden wird. Vielleicht ist das Mißvergnügen am Feiern nicht zuletzt darin begründet, daß man dabei mit der – sonst verdrängten – „Verfüghtheit“ des Lebens kon-

frontiert wird und sich vor die Wahl gestellt sieht, ob man es als Verhängnis oder als Geschenk deuten soll. „Es ist doch alles *umsonst*“, sagt der Nihilist und verzweifelt. „Es ist wirklich alles *umsonst*“, sagt der Glaubende und freut sich der Gnade, die es *umsonst* gibt, und hofft auf eine neue Welt, in der alles *umsonst* zu geben und zu haben ist“ (Jürgen Moltmann).

Und Weihnachten?

Weil Weihnachten wie kein anderes Fest in unserem Kulturkreis noch Lebenswirklichkeit ist, weil Weihnachten feiern quer durch Alters- und Gesellschaftsschichten als Selbstverständlichkeit (oder Zwang) akzeptiert wird, darum ist es geradezu ein *Testfall* für unsere Fähigkeit – und unsere Unfähigkeit – zu feiern. Daß auch das Fest uns noch zur Arbeit gerät und das Feiern zum „Stressor“ wird, wann würde es deutlicher als im – oft und heftig kritisierten – Weihnachtsrummel? Auf der anderen Seite kann die Vorbereitung auf ein Fest wie dieses gerade zeigen, daß es ein Tätigsein gibt, das so eng mit Freude und Feier verknüpft ist, daß der Teufelskreis der Geschäftigkeit

durchbrochen ist: es ist eine häufig gemachte Erfahrung der Weihnachtsvorbereitung, daß der „Vorgeschmack“ des Festes die Arbeit schon zur Freude werden läßt. Mit Recht hat man sich darüber erregt, daß im weihnachtlichen Geschenkeaustausch die Ideale der Konsumgesellschaft Triumphe feiern. Daß es weithin so ist, läßt sich leider nicht von der Hand weisen. Bietet sich aber in diesen Tagen nicht doch wenigstens die Gelegenheit – ob sie wahrgenommen wird, ist eine andere Frage – zu erfahren, daß das Geschenke mehr Freude macht als das Erarbeitete und Gekaufte und daß geben „seliger“ ist als nehmen?

Vor allem aber erinnert Weihnachten daran, daß ein Fest soviel wert ist, wie sein Anlaß wert ist: der Friede auf Erden, der Anfang unseres Heils im Stall – auch der, dem das Weihnachtsgeschehnis nicht mehr ohne weiteres vom Glauben her vertraut ist, kann hier noch eine Ahnung davon bekommen, daß Feiern mit der Mitte und dem Geheimnis unseres Daseins zu tun hat. Und der Christ weiß, daß in der Botschaft von Weihnachten sich dieses Geheimnis als Liebe offenbart. Wenn wir das wirklich glauben würden, wäre unser Leben – mit Roger Schutz zu reden – ein „Fest ohne Ende“. *Hans Georg Koch*

Vorgänge

Das ZdK unter veränderter Führung

Im Mittelpunkt der diesjährigen Herbstvollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (am 5./6. November in Bad Godesberg) standen drei Tagesordnungspunkte: die Wahl des Präsidiums, der Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses und der 12 vom ZdK zu entsendenden Mitglieder der von der Gemeinsamen Synode beschlossenen und in diesen Wochen konstituierten Gemeinsamen Konferenz zwischen Zentralkomitee und Bischofskonferenz; die aktuelle Diskussion über die sog. Grundwerte in Staat und Gesellschaft; die Vorbereitung und Programmgestaltung des 85. Deutschen Katholikentages 1978 in Freiburg. Da die Wahlen – für den Geschäftsführenden Ausschuss und für die Gemeinsame Konferenz waren jeweils fünf resp. vier Wahlgänge notwendig – sich

über Gebühr hinzogen, blieb für weitere Themen kaum Zeit. Eine von der Kommission Wirtschaft und Gesellschaft unter dem Vorsitz des Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit, *Josef Stingl*, erarbeitete Stellungnahme zur „*Bewältigung der Ausbildungs- und Beschäftigungsprobleme der jungen Generation*“ konnte nur noch andiskutiert werden.

Ein Bericht der Arbeitsgruppe *Katholische Soziallehre* wurde sogar undiskutiert an den Geschäftsführenden Ausschuss weitergeleitet – vermutlich nicht allein aus Zeitgründen; denn die „Konkretisierung des Auftrags“ dieser Gruppe – sie besteht seit Herbst 1974 – scheint, was kaum verwundert und eigentlich auch nicht als tragisch empfunden werden dürfte, noch in den Anfängen zu stecken. Außer einer Aufforderung an die zuständigen Gre-

mien, Katholische Soziallehre innerhalb der Theologen-Ausbildung als „eigenständiges Lehr- und Prüfungsfach“ zu sichern, hat diese Arbeitsgruppe bisher kaum von sich reden gemacht. Die „theoretische Grundlegung“ des gesamten Bereichs erweist sich offenbar als ebenso schwierig wie die Suche nach einer gemeinsamen methodischen und inhaltlichen Basis.

Der neue Präsident

Das Wichtigste an dieser Herbstvollversammlung waren zweifellos die *Wahlen*. Diese wurden verspätet durchgeführt. Sie wären bereits im Frühjahr fällig gewesen; doch da damals ziemlich unklar war, wer unter welchen politischen Umständen für welche Positionen kandidieren könnte bzw. wollte, nutzte man den vom Statut eröffneten zusätzlichen Spielraum von einem halben Jahr und verschob